

erklärt, der Exzess hätte nach einer neuerlichen Bestimmung vor dem Revolutionstribunal sich wegen der Verbrechen gegen das russische Volk verantworten sollen. Verschiedene Umstände veranlaßten die Ausführung dieses Beschlusses. Nach Besprechung dieser Umstände beschloß die Uratregierung die Erschießung. Das russische Zentralkomitee erklärte den Entschluß der Uratregierung als rechtmäßig. Das Zentralkomitee beschloß die Veröffentlichung der Aufzeichnungen des Barren.

Vier Großfürsten gewaltsam verhaftet.

Moskau, 24. Juli. Ein Telegramm des Vorsitzenden des Zentralkomitees meldet, daß am 18. Juli eine unbekannte Bande den Wohnort der ehemaligen Großfürsten Jwan, Konstantin, Iwan Konstantinowitsch und Sergei Michaelowitsch überfallen und die Großfürsten ungeachtet des Widerstandes der Wache fortgeschleppt habe. Nachforschungen nach den Verhaftenden sind eingeleitet.

Ehe auf Kündigung.

In Rußland soll ein Gesetz erlassen worden sein, das den Männern gestattet, die Ehe nur auf drei Jahre einzugehen. Von diesem Gesetz machen, nach einer telegraphischen Meldung, bereits viele Ehemänner Gebrauch.

Beim Hofrat Friedrich Schiller findet sich dies, was in der „Mücke“ steht: „Dum prüfe, was sich ewig bindet. Ob es auch wirklich ewig geht!“ Zwar das Jut ist nicht ganz richtig. Doch darauf kommt es hier nicht an. Für uns ist nur das Faktum wichtig. Daß man auch manchmal anders kann. „Die Ehe ist die lange!“ So kalkulierten die Sowjets. Und bald ist ein Brautpaar im Gange. Und es entspannt sich ein Gesetz. Drei Jahre soll das Joch man tragen. Als Mann und Frau zusammenstehen. Wenn's dann nicht paßt, darf ruhig sagen: „Wieso, doch nicht auf Wiedersehen!“ Die Russen sind damit zufrieden. Man sucht und findet sich jetzt flott. Denn frisch getraut ist halb geschieden — Weg mit dem alten Ehetrot! Wir aber, die wir solches lesen. Wir stehen voll Erlaunen da. Teils rügend: „Nicht doch gewiss!“ Teils freudig: „Na — hml hml — ja! ja!“ Bleibt hübsch bei eurer lieben Alten. Die ihr von Anbeginn geliebt. Denn was man hat, soll man behalten. Weil es meist doch nichts Besseres gibt! **A.B.**

Englische Soldaten ermorden deutsche Kriegsgefangene.

Die Rohheit und erbarmungslose Grausamkeit der Engländer kennt keine Ahnung, keine Schonung des besiegten und wehrlosen Gegners. Diese bittere Erfahrung, die so viele unserer braven Soldaten in Belgien und Nordfrankreich gemacht haben, ist auch dem Leutnant L. nicht erspart geblieben, der nur durch einen Zufall dem hinterhältigen und gewalttätigen Tode durch englische Mörder entging. Ueber seine Gefangennahme bei Beclare im Oktober 1917, wo die Engländer jeden Gefangenen rücksichtslos niederschossen, berichtet er:

„Ein Mann winkte mit dem Taschentuch; er wurde niedergeschossen. Ein Mann hob die Hände hoch; er wurde gleichfalls niedergeschossen. Jetzt kamen etwa zehn Engländer mit aufgespanntem Seitengewehr auf mich zu, beschimpften mich und wollten mich erschießen. Ehe sie sich näher zu mir heranzuwagen, brüllten sie: „Hände hoch, Hände hoch!“ Ich tat dies nicht, da ich wußte, was mein Los war. Die Engländer nahmen mir hierauf mein Koppel und mein Fernglas ab und gaben mir durch Winken mit der Hand die Richtung an, nach der ich hingehen sollte. Im selben Augenblick wurde ich von hinten niedergeschossen. Ich stürzte zusammen und fiel hierbei in ein Granatloch, mit dem Gesicht in den Schlamm. Der Engländer wollte sich von meinem Tode überzeugen und kam zu mir, schüttelte mich an der Schulter und rief hierbei:

„Kamerad, Kamerad!“ Da ich aber nicht antwortete, glaubte er, ich sei tot und ging wieder fort.“

Bei derselben Gelegenheit geriet der Leutnant L. mit etwa 20 Soldaten in die Hände der Engländer. Diese trieben die Gefangenen mit Gewalt in einen Sumpf und schossen die Wehrlosen mit Maschinengewehren nieder. L. wurde außerdem beraubt. Er stellte sich tot und entging so dem Morde.

Kann man nach diesen einwandfreien Zeugnissen noch daran zweifeln, daß die Engländer ganz planmäßig auf höheren Befehl deutsche Kriegsgefangene ermordet haben?

Wer soll Herr sein im Lande?

Der Düsseldorfer Staatsanwalt Dr. Nagel stellt in den „Düsseldorfer Nachrichten“ diese Frage und gibt folgende sehr bemerkenswerte Antwort darauf:

Der Staat oder die Kriegswuchere? Dahin spitzen sich unsere wirtschaftlichen Verhältnisse mehr und mehr zu, und jeden Freund des Vaterlandes muß es mit herbem Schmerz und banger Sorge erfüllen, daß augenblicklich die Wuchere die Herren sind. Dafür liefert die Steigerung der Höchstpreise für Gemüse und Obst wieder einen schlagenden Beweis.

Die bisherigen Höchstpreise waren doch nicht ins Blaue hinein festgesetzt, sondern nach Anhörung von Sachverständigen aus den beteiligten Interessentengruppen, und sie waren den Verkäufern durchaus auskömmlichen Verdienst ab, wie wir wiederholt in amtlichen und halbamtlichen Verlautbarungen gelesen haben. Den Erzeugern und Händlern aber fiel es nicht ein, sich damit zu begnügen. Es ist eine merkwürdige und kaum fassbare Erscheinung, daß das ganze deutsche Volk ohne Unterschied gern freudig und selbstverständlich sein Blut dem Vaterlande darbreimat, daß weite Kreise aber ihr Gut — nicht etwa nicht zum Opfer bringen wollen, was ja von keinem verlangt wird — aber ihr Gut durch vampyrartige Ausbeutung der eigenen Volksgenossen höher und höher anzuhäufen, nicht als die erbärmliche Schande, die es ist, erkennen. Das Drei- und Vierfache der amtlichen Höchstpreise wurde insbesondere für Obst verlangt. Der Staat aber, dem doch die Pflege der Wohlfahrt des ganzen Volkes obliegt, fährt nicht etwa mit eiserner Faust dazwischen und zwingt die Pflichtvergessenen zur vaterländischen Pflichterfüllung, sondern man weicht vor ihnen zurück, steigert die Höchstpreise und wartet, ob die Vampyre sich auf Grund dieser Prämie für ihr vaterlandsloses Verhalten vielleicht bereit finden werden, ihre Pflicht zu tun. Glaubt man denn aber wirklich, daß auf diesem Wege bei den Unersättlichen etwas zu erreichen ist, daß sie nicht ein Hohlnachen über die Schwäche, die man ihnen gegenüber zeigt, anstimmen und ihre Begehrlichkeit immer weiter steigern werden?

Sieht man denn nicht, daß auf diese Weise alle staatliche Autorität untergraben wird, daß man die Bevölkerung daran gewöhnt, die Gebote des Staates zu mißachten, da ja zu erwarten ist, daß der Staat dies ruhig hinnehmen und sich vor seinen Verächtern beugen wird? Gerade der Kriminalist sieht täglich, wie großes Unheil durch solche Methoden angerichtet wird. Er erkennt täglich die Ungerechtigkeit, daß einigen Volkstreffen weit über das friedensmäßige Einkommen hinausgehende Gewinne aus dem Verkauf von Lebensmitteln gestattet werden, daß andern Volkstreffen aber, die hierdurch in bittere Not geraten, härtere als die friedensmäßigen Strafen für Feld- und Obstdiebstahl angebroht werden, die doch eben meist nur von wirklich Notleidenden begangen werden, denn andere besaßen sich wahrlich nicht damit. Das ist eine Inkonsequenz, und diese und die ganze inkonsequente Methode erzeugt so viel Erbitterung und Verzweiflung, daß jedem Einsichtigen die Pflicht erwächst, die warnende Stimme zu erheben. Staat, werde hart! Wenn ich Strafrichter wäre, ich würde die Kriegswuchere erbarmungslos ins Zuchthaus stecken, hat nach Zeitungsberichten der Landrat von Alver fürzlich ausgerufen. Ein treffliches Wort! Freilich müßte der Befehlgeber dem Strafrichter erst die Macht dazu geben, die er bisher kaum in praktisch verwendbarer Weise hat. Aber es braucht nicht mal gleich das Zuchthaus zu sein. Man entziehe einigen Erzeugern, die ein Produkt nicht für den Höchstpreis liefern, die ganze Ernte ohne

Entschädigung, wucherischen Händlern die ganzen Vorräte und schleife ihre Läden. Man zeige erbarmungslose Härte und unbrüggliche Entschlossenheit im Kampfe gegen die Blutsauger, und gar bald wird der Staat wieder der Herr im Lande sein. Aber schneller Entschluß, rasche Umkehr von dem bisherigen Wege tut not. Staat, werde hart! Du wirst dann gar bald jubelnde Gefolgshaft bei der großen Mehrzahl deiner Bürger finden.

Der Mensch in Papier.

Von Dr. Max Schwarz.

Als vor zehn oder fünfzehn Jahren aus Amerika die Nachricht zu uns drang, daß man drüben begommen habe, Häcker für schwere Eisenbahnwagen, ja sogar „feuerfichere“ Häuser aus Papierstoff herzustellen, schüttelten wir ungläubig lächelnd den Kopf. Heute reden wir von Papierstoffen mit ihren vielfachen Verwendungsmöglichkeiten mit etwas größerem Respekt, weil wir inzwischen staunend erlebt haben, was alles man aus dem Stapelfaser- oder Zellulosegarn (wie der technische Ausdruck für die neuartigen Gewebe aus Papiergeweben lautet) fertigzubringen imstande ist. Das vor etlichen Jahrzehnt noch überhaup nicht genommen wurde, ist in dieser Zeit der großen Rohstoffnot grimmiger Ernst geworden, aber spazig bleibt die Sache, wenn man sich alle Folgerungen dieses papiernen Zeitalters ausmalt, trotz alledem.

Früher hatte der deutsche Normalmensch seinen Papierbedarf gedeckt, wenn er sich ein paar Briefbogen gekauft hatte, zwei oder drei Kellereibücher besaß und auf eine Zeitung abonniert war. Der berühmte Papiertrager, den der umstehende Student sich als sein ganzes Hab und Gut von der Wirtin zum Fenster hinunterwerfen ließ, war wohl eher ein Scherz aus einem Witzblatt als ein sogenanntes „Zeichen der Zeit“. Heute aber droht dieser Papiertrager von der Ausnahme zur Regel zu werden, und ihm werden zahllose andere Papierwästelchen folgen, vom Nachthemd über die — man vergehe das barte Wort! — Unterhosen hinweg bis zu Oberhemden und Mänteln. Diese Mänteln aber werden erst jetzt ihren wahren Erdenzweck erfüllen: wenn man sie früher, wie das verzeigliche Menschen zu tun pflegten, mit Notizen bedeckte, so war das eine Schamerei, während man nunmehr in solchen Fälle sich mit den Worten: „Es ist ja doch Papier!“ in ausreichender Weise wird entschuldigen können. Das einzige Bedenken, das unsere Hausfrauen, die in dieser wichtigen Sache als Sachverständige das erste und das letzte Wort haben, gegen die neue Papierwäsche geltend machen können, ist in der Besorgnis begründet, daß die ganze Wäsche in der Wäsche sich verflüchtigen und am Ende nur noch auf der Rechnung der Wäscherin ein Scheinbarein führen könnte. Es wird jedoch von Kennern versichert, daß bei richtiger Behandlung der Papierstoffe jegliche Sorge unbegründet ist.

Neben der Leibwäsche wird sicherlich bald auch Bett- und Tischwäsche aus Papier unter Heim schmücken, und die Berliner Gesellschaft von der hektelarmen Familie, deren Oberhaupt im Kohlenkasten schläft und sich mit der Zeitung zubett, wird nicht mehr ganz ins Reich der Fabel verschieben werden können, obwohl gerade den Zeitungen, die doch schon immer aus Papier waren, der Papiertrug in letzter Zeit sehr knapp zugemessen worden ist. Im weiteren Entwicklungsgange der Papierstoffindustrie werden dann Gardinen und Teppiche von Papier folgen, und einigen Kammererleichtert uns nur die Frage, wie man die papiernen Berier von den papiernen Entwürfen oder Agnatsen unterscheiden können.

Doch sich auch die Oberkleidung des Menschen, des männlichen sowohl wie auch des weiblichen, den neuen Verhältnissen anpassen wird, vertritt sich von selbst. Es gibt jetzt schon Papierstoffe in allen Modetönen, Herrenanzüge, die man sogar im Regen tragen kann, Papierhosen, Papiermäntel usw. Papiermützen wird man fortan sich nicht nur bei Karmesinfestlichkeiten auf den Kopf hüpfen, und Papierhüte sind in diesen Tagen der Bedenklichkeit auch nur noch eine Frage der Zeit. Unsere in Papierstoffe gekleideten jungen Damen aber werden, was nebenbei bemerkt sein mag, lästigen Freiern einen — Papierkorb geben! So werden wir von der Wiege bis zur Bahre (denn es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß auch die Säuglings- und Sterbewäsche aus Papiergewebe hergestellt wird) in Papier durchs Leben rutschen, und viele Menschen werden sicher nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich von Papier sein. Papierne Seelen, als es ja schon lange vor dem Aufschwung der Papierstoffgewebe, und von manchem haben Gewalter wird man mit vollem Rechte sagen können: Alles Naturschutz!

die Umkleidekabine zu sprechen, sobald die Tapetenproben entgegengenommen sind. Dann ergab sich die Anknüpfung von selbst.

Auch Hellmann entfernte sich, nachdem er den Arbeitern die nötigen Instruktionen gegeben hatte.

Bald darauf trat Gräfin Gerlinde hinein, die gewohnten Morgenpaziergang an. Sie ging nach dem Park hinüber. Heute trug sie ein elegantes, luftweiches Tuchkostüm aus zartgrauer Farbe mit weißer Garnierung und großen weißen Knöpfen verziert. Ein sehr kleidsamer flatter Hut vervollständigte diesen Anzug, in dem sie sehr jugendlich, wenn auch nicht so köstlich aussah, wie in ihren langen Schlepptüchern.

Auf ihrem Spaziergang kam sie auch heute in die Nähe des Witwenhauses. Und plötzlich hörte sie lautes Hämmern und das Rufen von Männerstimmen. Sie stugte und trat rasch um eine Gebüschgruppe herum auf den freien Rasenplatz vor dem Witwenhaus. Und da sah sie zwei Arbeiter auf dem Dache und einen, der die Holzteile der Veranda mit Delfarbe anstrich. Sie zuckte wie unter einem Schlag zusammen und starrte mit großen, entsetzten Augen auf diese Vorbereitungen. Ihr Gesicht wurde totenbleich, und die Lippen preßten sich zusammen, als müßten sie einen Aufschrei unterdrücken.

O ja — sie war feinfühlig genug, um zu merken, was diese Vorbereitungen zu bedeuten hatten. Da rüstete man schon in aller Eile für ihren Umzug. Man fand es an der Zeit, sie ins Exil zu schicken. Graf Rainer hielt es scheinbar gar nicht erst für nötig, sie vorzubereiten. Es erschien ihm selbstverständlich, daß sie gehen mußte, um dem unzweifelhaften Schlag zu machen.

Wie sie das trankte und demütigte! Sie biß die Zähne im wilden Grimm aufeinander und ballte im ohnmächtigen Jorn die Hände. Noch tiefer fraß sich der Haß in ihre Seele auf Josta von Waldow. Das Hämmern der Arbeiter bohrte sich schmerzhaft in ihren Kopf.

„Es ist, als nagelten sie mir den Sarg“, dachte sie erschauernd.

Rote Rosen.

Roman von H. Courthé-Mahler.

Jostas Tagebuch.

38)

Stelle ich hauptsächlich durch ihre Trauerkleider. Ich hatte in ihrer Gegenwart immer das Gefühl, als sei mir das Leben eingefroren. Und Du weißt, ich läche doch so gern. Nun wird ja Gerlinde ins Witwenhaus übersiedeln und in Schloß Ramberg wird die kleine Josta residieren. Die kann wenigstens beruhigt lachen, das weiß ich noch. Und ich hoffe, manches Duett mit ihr in Ramberg lachen zu können.

Und zum Schluß meine innigsten Brudertümpfe, mein Rainer. Möge Deine Ehe ein einziger langer Glückstag werden und Dir alles bringen, was Du Dir ersehnt. Alles andere sage ich Dir Aug' in Auge, wenn wir uns wiedersehen. Wahrscheinlich treffe ich am Abend des 14. Mai ein. Ich kann doch im Palais Ramberg Wohnung nehmen? Jedenfalls dachte ich Dir meinen Jug, damit Du mir einen Wagen an den Bahnhof schicken kannst, denn in den klapperigen Mietwägen unseres Residenzschloß nimmt sich ein schneller Gardeleutnant wenig vortheilhaft aus.

Auf Wiedersehen, mein Alter. Ich grüße Dich in alter Herzlichkeit.

Dein Henning.

Lächelnd faltete Graf Rainer auch diesen Brief zusammen.

O ja, Henning und Josta würden gut zusammen stimmen. Diese beiden Menschen müßten einander unpathisch sein, daß war er gewiß. Und diese Gewißheit freute ihn herzlich. Er liebte seinen um zehn Jahre jüngeren Bruder sehr innig, war er ihm doch Vater und Bruder zugleich gewesen, und nie war bisher die leiseste Färbung in ihrem innigen Verhältnis gewesen. Sie verstanden sich sehr gut, trotzdem Henning in seiner übermühten, sonnigen und lebenslustigen Art

jezt vertrieben war von der ersten, stillen Art des älteren Bruders.

Gleich nachdem Graf Rainer sein Frühstück eingenommen hatte, beantwortete er die Briefe seines Bruders und seiner Braut. Dann ließ er sich sein Reitpferd vorführen.

Als er durch den Park ritt und an dem Witwenhaus vorbeikam, sah er den Administrator Hellmann mit einigen Arbeitern. Es wurden Leitern aufgerichtet. Am Dach des Witwenhauses sollte eine Reparatur vorgenommen und mancherlei mußte vorgebracht werden.

Als Hellmann den Grafen sah, trat er an ihn heran.

„Es müssen einige Zimmer frisch tapeziert werden“, Herr Graf. „Vielleicht sehen Sie sich das selbst einmal an“, sagte er. Graf Rainer stieg vom Pferde, band es an einen Baum und trat mit Hellmann ins Haus.

Dasselbe war vollständig eingerichtet mit gut erhaltenen hübschen Möbeln aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. So lange stand das Witwenhaus schon. Es war schon verschiedene Male bewohnt gewesen und wurde auch in der Zwischenzeit immer leidlich instand gehalten. Trotzdem mußten verschiedene Schäden ausgebessert werden.

Graf Rainer besichtigte alle Zimmer gründlich und machte es Hellmann zur Aufgabe, daß alles sorgsam vorgebracht werden solle.

„Wünschen Sie die Tapeten auszusuchen, Herr Graf, oder soll ich die Proben der Frau Gräfin vorlegen lassen?“ fragte Hellmann.

Graf Rainer überlegte einen Augenblick. „Natürlich soll die Frau Gräfin selbst wählen. Lassen Sie die Proben schicken und sorgen Sie dafür, daß sie zu mir gebracht werden. Ich will sie der Frau Gräfin selbst vorlegen und ihr bei der Auswahl helfen.“

„Das soll geschehen, Herr Graf.“ Dieser ritt dann weiter. Und er nahm sich vor, mit Gräfin Gerlinde über